



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Koalitionskrieg

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

zu schätzen wissen. Man leistet ja in Wahrheit viel mehr, wenn man seine Arbeit nicht verzettelt. So werden auch wir dem internationalen Gedanken auf engerem bestimmten Raume bessere Dienste leisten als in der uferlosen Weite.

Bisher war das Weltbürgertum unserem Nationalismus feind. Wenn es jetzt einen bestimmten Raum für sein Walten und ein Feld praktischer Betätigung findet, werden beide in einen Akkord zusammenklingen. Die Nation wird in ein größeres Ganze hineinwachsen, aber nicht als Unterabteilung eines national konstruierten Gedankenwesens „Menschheit“, sondern als lebendiges Organ eines zum Leben erwachenden Menschheitsorganismus, der mehr als ein Staat ist.



## Koalitionskrieg



er französische Journalist Rivarol hat von den Koalitionen gesagt: „Elles sont toujours en retard d'une année, d'une armée et d'une pensée.“ Man könnte dagegen einwenden, daß die Zentralmächte, die doch auch eine Art von Koalition bilden, die Unrichtigkeit des Ausspruches bewiesen haben, denn sie haben wenig versäumt und sind nie um Armeen und Ideen verlegen gewesen. Ja, sie haben im Gegenteil einen solchen Ideenreichtum und ein derartiges Geschick in der Einsetzung ihrer Armeen an den richtigen Stellen und zur richtigen Zeit an den Tag gelegt, daß selbst die Gegner ihnen ihre aufrichtige, neiderfüllte Bewunderung nicht versagen konnten. In der Entente- und namentlich in den englischen Blättern glaubt man, wie für alle peinlichen Überraschungen, welche die Vierverbandsmächte in diesem Kriege erlebt haben, auch dafür eine Erklärung gefunden zu haben, die ihrem eigenen Prestige aufhelfen soll. Für die Zentralmächte, schreiben sie, sei es leicht, einheitlich vorzugehen. Sie würden alle von Deutschland oder richtiger von Preußen so tyrannisiert, daß sie keinen eigenen Willen mehr haben dürfen und blindlings gehorchen müssen, wenn man in Berlin befiehlt. Der Londoner „Daily Telegraph“ spielt in einem Artikel „Die Politik der Verbündeten“ dieses Argument als Trumpf aus. Er schreibt: „Sie (das verführte Österreich-Ungarn und die beiden anderen Opfer: Türkei und Bulgarien) müssen tun, was man ihnen sagt, und wenn ihre Ansichten zufällig mit denen der Kriegsherren in der Wilhelmstraße nicht übereinstimmen, so brauchen sie nicht berücksichtigt zu werden. Wir (die Entente) haben im Gegensatz dazu mit wirklichen Verbündeten zu tun, die über die Ziele vollständig einig sind, aber gelegentlich in ihren Anschauungen über die Mittel auseinandergehen, wie das nur begreiflich ist.“

Milder könnte man sich über die „gelegentlichen“ Meinungsverschiedenheiten unserer Feinde nicht ausdrücken, zumal wenn man an die wenig schmeichelhaften Äußerungen der italienischen Presse über das verbündete England nach dem Falle Montenegros denkt. Auch die vielgerühmte Einigkeit über das Kriegsziel besteht offenbar nicht. Nur so wenigstens läßt es sich erklären, warum Sir Edward Grey sich genötigt fühlte, dem deutschen Botschafter in London, Fürsten Nischowsky, bei seiner Abreise anzudeuten, daß England im Falle eines russischen Sieges Deutschland vor einem zu tiefen Sturze bewahren wolle. Es ist ja alles so ganz anders gekommen, als man es bei unseren Feinden erwartet hat! Wie die Dinge jetzt für die Entente liegen, läßt sich allerdings insofern von einem einheitlichen Kriegsziele sprechen, als sie ohne Ausnahme von demselben unerreichten Wunsche besetzt sind, endlich aus der Defensiv in die Offensiv überzugehen und ihre Feinde zu besiegen. Darüber hinaus aber kann von Einheitlichkeit nicht die Rede sein. Wenn die Vierverbandsmächte einige große Siege erkämpften und gezwungen wären, sich darüber ins Reine zu kommen, was nach dem schließlichen Triumph, von dem ihre Zeitungen noch immer schwärmen, zu geschehen hätte, so würde die Welt vielleicht ein ähnliches Schauspiel erleben, wie nach der Befiegung der Türkei durch die Balkanstaaten.

Angenommen, es wäre den Engländern und Franzosen geglückt, den Russen Konstantinopel zu erobern. Was für eine Unmasse von politischen Problemen unangenehmster Sorte hätte sich daraus ergeben! England hätte seinen östlichen Verbündeten in der europäischen Türkei nicht so ohne Weiteres wirtschaften lassen können, wie er wollte, und hätte ihm vermutlich durch Besetzung der Dardanellen einen Dämpfer aufgesetzt. Unter diesen Umständen wäre die ohnehin nicht sehr fest begründete Freundschaft zwischen den beiden Ländern sicher sehr bald zu Ende gewesen. Mehr noch als die Rivalität zwischen Rußland und England hat der Abfall Italiens vom Dreibunde und sein Beitritt zur Entente Konfliktmöglichkeiten geschaffen. Die italienische Politik, welche in den letzten Jahren die Adria als italienisches Binnenmeer, „il mare nostro“, betrachtet hat, verfolgt am Balkan Ziele, die sich mit der ursprünglichen Balkanpolitik der Entente ganz und gar nicht vereinbaren lassen. Der bekannte Publizist, Sir Arthur Evans hat in einem vielbesprochenen Artikel im „Manchester Guardian“ darauf hingewiesen. Er hat das Debacle, welches die Entente am Balkan erlebte, zum Teil diesen einander widerstrebenden Interessen zugeschrieben und England vorgeworfen, daß es in seinen Abmachungen mit Italien bedeutende slawische Gebiete den Italienern ausgeliefert und sich dadurch viele Slawen, die früher ihre Hoffnungen auf die Entente gesetzt hatten, entfremdet habe. Die Italiener hätten nach Sir Arthur Evans Montenegro leicht retten können, wenn es ihnen ernstlich darum zu tun gewesen wäre. Aber sie hätten es vorgezogen, Balona zu besetzen nach dem Grundsatz, daß der Sperling in der Hand besser sei als die Taube auf dem Dach. Man sieht, daß der „Daily

Telegraph“ sich etwas zu optimistisch äußert, wenn er nur von einem gelegentlichen Auseinandergehen der Anschauungen über die Mittel spricht.

Das große Problem, wie man es anstellen muß, um dem einheitlichen Vorgehen der Centralmächte ein ähnlich einheitliches Vorgehen entgegenzusetzen, bildete bei den Vierverbandsmächten allerdings schon lange den Gegenstand von Beratungen gemeinsamer Kriegsräte und von unzähligen Leitartikeln und Aufsätzen militärischer Fachmänner. Trotzdem hat man das Gefühl, daß dabei bisher eigentlich nichts herausgekommen ist. Man macht Versuche über Versuche und vergißt, daß das, was man eigentlich anstrebt, nämlich größere Einfachheit, nicht erreicht wird, sondern daß man aus dem herrschenden Durcheinander in eine immer unangenehmere Kompliziertheit hineingerät. Und wenn man schließlich sieht, daß die erhoffte Verbesserung der Lage nicht eingetreten ist, bemüht man sich, die Gründe für das Fehlschlagen der Pläne ausfindig zu machen und dem enttäuschten Publikum zu erklären, warum es so kommen mußte und nicht anders: Man vertröstet den Leser auf den nächsten Frühling, den nächsten Sommer, Herbst und Winter, on est toujours en retard d'une année, d'une armée et d'une pensée. Gibt es in diesem Kriege einen schwerkgeprüfteren Mann als den gläubigen Leser von Ententezeitungen und -zeitschriften?

Raum war das erste britische Expeditionskorps auf dem Kontinent angekommen, als man auch schon von Reibungen zwischen dem französischen und dem britischen Oberkommandierenden hörte. Die Meinungsverschiedenheiten beschränkten sich nicht nur auf das Zusammenwirken der Verbündeten, sie waren auch in jedem einzelnen Lager, vor allem aber in England, so stark fühlbar, daß daraus für die Sieben, die ausgezogen waren, um Deutschland und Osterreich-Ungarn zu vernichten und die Landkarte Mitteleuropas gründlich umzuändern, die unheilvollsten Folgen entstanden. Die mißlungene Entsetzung Antwerpens durch Churchills Marinebrigade, dieses Meisterstück an militärischem Unverstand, das sich der erste Lord der Admiralität anscheinend ganz auf eigene Faust leistete, ist wohl das klassischste Beispiel in der ersten Phase des Krieges. Einige zehntausend halbausgebildete Amateursoldaten hätten damals eine verlorene Stellung retten sollen. Ganze Scharen von ihnen gerieten in holländische Kriegsgefangenschaft. Da sie bessere Schauspieler als Soldaten sind, ist aus ihnen eine im Lande sehr beliebte Kabaretttruppe, die „Timbertown Follies“, wie sie sich selbstironisierend nennen, hervorgegangen, die mit Erlaubnis der holländischen Militärbehörden die Städte bereist und zugunsten der durch die Wassernot Betroffenen Vorstellungen gibt. Das Schicksal war ihnen aber auch hier nicht hold. Nachdem ihnen das Glück der Freiheit eine Weile gelächelt hatte, mußten sie plötzlich wieder ins Gefangenenlager nach Groningen zurück, um dort Strafen wegen eines nicht ganz aufgeklärten Möbeldiebstahls abzusitzen.

Man erinnert sich ferner an die ersten Depeschen des Feldmarschalls French, die scharfe Kritiken einiger französischer Generale enthielten, und deren rücksichts-

lose Veröffentlichung die Eitelkeit der Franzosen sehr verletzte. Andererseits litt es der englische Stolz nicht, daß die britischen Streitkräfte an der Westfront einem einheitlichen und zwar französischen Oberkommando unterstellt wurden. Im Gegensatz zu den Centralmächten, bei denen nach Bedarf österreichisch-ungarische Truppen deutschen Kommandanten untergeordnet wurden und umgekehrt, wollten die Engländer um keinen Preis auf dem Schlachtfelde ihren insularen Dünkel aufgeben, obwohl angesehene Autoritäten, unter ihnen der bekannte Militärschriftsteller Spenser Wilkinson, ein einheitliches Oberkommando für unerläßlich erklärt hatten. Dieselbe Uneinigkeit führte auch in England selbst immer wieder zu Krisen. Die Angriffe, welche die Northcliffe'sche Presse im letzten Frühsommer gegen das Kriegsamt richtete und die indirekt der Person des Lord Ritchener galten, waren mehr als eine der unzähligen Zeitungskampagnen, an denen es in England auch während des Krieges nie mangelte. Wahrscheinlich gingen sie vom Oberbefehlshaber an der britischen Westfront aus. Die erste sensationelle Veröffentlichung über den Munitionsmangel in der „Times“ stammte von dem militärischen Mitarbeiter des Blattes, Oberst Kepington, der French eben einen Besuch an der Westfront abgestattet hatte. Der Zusammenhang ist durchsichtig. Die Reibungen zwischen French und Ritchener waren damit nicht beendet. Sie haben zu dem Rücktritt des britischen Oberbefehlshabers geführt, denn als Rücktritt ist seine Ernennung zum Oberkommandierenden der Streitkräfte in England, der sogenannten home forces, anzusehen. Die Meinungsverschiedenheit zwischen French und Ritchener war derartig, daß sie eine Zusammenarbeit der Beiden unmöglich machte. French setzte sich mit aller Energie dafür ein, daß England sich militärisch im Westen konzentriere und dort alle seine verfügbaren Streitkräfte in den Kampf bringe. Er sagte sich, daß die Entscheidung nur an den großen Fronten erlämpft werden könne und verurteilte alle Kleinen, nicht unbedingt notwendigen Einzelkampagnen, die er für eine Zersplitterung der Kräfte ansah. Die Ereignisse scheinen ihm Recht gegeben zu haben. Vorläufig ist er kaltgestellt, aber er hat seinen politischen Anhang, der die Flinte noch nicht ins Korn geworfen hat.

Besonders scharf war die Kritik in ihrer eigenen Presse, als die Westmächte, offenbar durch Munitionsmangel behindert, es unterließen, während der Rückzugskämpfe der Russen in Polen durch eine große Offensive im Westen ihrem Verbündeten Luft zu machen. Als die Offensive endlich einsetzte, war es zu spät. Den Weiterblickenden unter den englischen Politikern kam das vielleicht gar nicht unerwünscht. Es hätte ihnen vielleicht größeres Unbehagen verursacht, wenn die Russen wirklich wie eine Dampfwalze nach Berlin und Wien vorgeedrungen und damit militärisch und politisch übermächtig geworden wären.

Die Verhinderung, daß eine Macht in Europa eine Art von Hegemonie ausüben kann, die Idee des Gleichgewichts der Mächte auf dem europäischen Kontinent, des gegenseitigen Sich-in-Schach-Haltens, gehört ja seit je zu den Axiomen der englischen äußeren Politik und war eingeständenermaßen einer der

Hauptgründe, warum Sir Edward Grey sich am Kriege beteiligte. Und so war es ihm vielleicht nicht ganz unwillkommen, daß Nikolai Nikolajewitsch, solange er noch offensiv auftrat, sich anscheinend nicht recht entscheiden konnte, ob er seine Dampfwalze zuerst nach Berlin oder nach Wien rollen lassen solle, so daß ein neutraler Beobachter über ihn schrieb: „Man weiß nicht, wo er eigentlich hin will, nach Wien oder nach Berlin. Entre ces deux son cœur balance.“

Die Koalition unsrer Feinde litt somit von allem Anfang an unter innerer Schwäche, sowohl als Ganzes genommen, wie auch in ihren einzelnen Gliedern. Und diese Schwäche wuchs rasch und wurde immer deutlicher. Am meisten trat sie hervor, als Churchill, um über den Mangel an Erfolg hinwegzutrogen und ohne Rücksicht auf die möglichen Folgen im Falle eines Sieges, sich auf sein Dardanellenabenteuer einließ. Der Kriegsschauplätze sind im Laufe der Zeit immer mehr geworden, und die Einheitlichkeit der Kriegführung ist ganz in die Brüche gegangen. Die Kommandos auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen waren voneinander unabhängig. Man hatte allein bei den westlichen Verbündeten zwei selbständige Heeresleitungen in Frankreich, zwei in Gallipoli, eine in Mesopotamien, die überhaupt nichts mit London zu tun hatte, sondern von Indien ressortierte, eine in Egypten und eine in Saloniki. Es kam die Zeit der größten militärischen Ohnmacht der Entente, die Wochen, in denen Serbien endlich seinen Lohn für die Bluttat in Sarajewo erhielt. Unsere Feinde kamen überall zu spät. Ein englisches Blatt bemerkte melancholisch, es sei merkwürdig, daß man dem Publikum immer vorhalte, wie stark die Verbündeten seien, und daß trotzdem nichts geschehe. Offenbar sei man gerade immer dort stark, wo es im Augenblicke nichts zu tun gäbe. Und die „Times“ schrieb einen scharfen Leitartikel, in dem sie verlangte, daß in die Kriegführung im Osten doch endlich Ordnung kommen müsse und man dort einen Mann brauche, der die Verhältnisse genau kenne und selbständig handeln dürfe. Sie wollte einen starken Mann für den Osten haben. Das war auch dringend notwendig geworden. Serbien war zerschmettert, Montenegro lag in den letzten Zügen, in Mesopotamien ging es rückwärts statt vorwärts und in Gallipoli war man schon seit Monaten nicht von der Stelle gekommen. Ritchener selbst mußte sich aufmachen, um endlich nach dem Rechten zu sehen. Man fing an in London und Paris gemeinsame Kriegsräte abzuhalten und erklärte offiziell, daß nunmehr die Einheitlichkeit der Kriegführung gesichert sei. Was schon längst unbedingt notwendig gewesen wäre, wurde jetzt feierlich als große Errungenschaft in die Welt posaunt, daß man nämlich endlich wisse, was man wolle. Gallipoli wurde geräumt, Griechenland gründlich geknebelt, und die „westliche“ Schule hatte anscheinend eine Stärkung erfahren, obwohl French ging. Schließlich wurde auch die Oberleitung über die Truppen in Mesopotamien von Indien nach London verlegt. Aber der starke Mann für den Osten war nicht aufgetaucht, in Mesopotamien ist noch kein Umschwung eingetreten und die Rettung

Serbiens, wenn es da überhaupt noch etwas zu retten gibt, ist anscheinend auf den Frühling verschoben. Vorausgesetzt, daß der Vorstoß von Saloniki mehr ist als ein Bluff, mit dem man Truppen der Zentralmächte am Balkan festhalten will. Vielleicht wissen die Verbündeten selbst noch nicht genau, was sie in Saloniki eigentlich anfangen werden. In diesem Falle bestünde also die alte Unschlüssigkeit weiter, ebenso wie in England selbst das Durcheinander, der „muddle“ weiter in Ehren bleibt, wie die Experimente mit der Luftverteidigung beweisen.

„Vergleiche die Wirksamkeit der deutschen Pläne mit der der Pläne der Verbündeten“, schrieb der „Manchester Guardian“ vorwurfsvoll in einem Leitartikel. „Weder im Osten noch sonst wo hat die deutsche Strategie eine Spur von Genialität verraten. Sie ist nach ganz konventionellen Gesichtspunkten vorgegangen“. Und doch, und doch — — — —! Es ist immer wieder dasselbe Lied, ob bei den „Hunnen“ oder den Anwälten der europäischen Zivilisation. Sie singen alle: „Deutschland, Deutschland über Alles“. Es ist übrigens interessant in demselben Leitartikel des „Manchester Guardian“ zu lesen, wie sich das Blatt die Neuorganisation, mit der es Deutschland zu schlagen hofft, vorstellt. Darnach wäre Paris die natürliche Zentrale für die Leitung der Operationen an der Westfront, Egypten für die Operationen gegen die Türkei und am Balkan, Indien für Mesopotamien und London für die Koordination der Operationen in Rußland und an der Westfront. Kein einfaches Programm, wie man sieht! Wenn man dem „Manchester Guardian“ seinen Wunsch erfüllte, würde man vier Stellen erhalten, die mehr oder weniger unabhängig von einander die Leitung der Kriegsführung in Händen hätten. Und daneben würde es noch eine Kriegsleitung in Petersburg geben, die sich voraussichtlich mit der Londoner Kriegsleitung beständig in den Haaren liegen würde. Eine rasche und ausreichende Verständigung zwischen diesen vom „Manchester Guardian“ vorgeschlagenen Kriegsleitungen wäre kaum möglich. Die divergierenden Meinungen der verschiedenen Feldherren würden den Wirrwarr noch größer machen.

Schon jetzt kommt es häufig vor, daß einer der Beteiligten sich nicht in den Rahmen einfügen will oder sonst etwas nicht klappt, was so schön ausgedacht war. Entweder es ist das Schmerzenskind Italien, von dem man so viel erwartete und das so wenig hielt oder Munitionsmangel oder das Klima oder sonst etwas. Zuweilen hat es den Anschein, als ob es endlich anders werden würde. Man reformiert und verkündet der Welt, daß nun alles gut sei. Tatsächlich scheint es auch, als ob mehr Schwung in die Kriegsführung der Koalition kommen sollte. Man hat gerade in der allerletzten Zeit immer wieder mit aller Bestimmtheit erklärt, daß die Zeiten der Planlosigkeit und Irrtümer vorüber seien und daß noch im Laufe dieses Jahres die Zentralmächte zu fühlen bekommen würden, was es heißt, gegen eine geordnete Phalanx von vier Großmächten, die untereinander einig und reichlich mit Waffen und Munition versehen sind, zu kämpfen. Briand ist nach Italien gefahren, um seinen lateinischen

Brüdern ins Gemüt zu reden, und diese Reise soll ausgezeichnete Folgen gehabt haben. In London, Paris, Petersburg und Rom verkündet man gleicherweise das nahe bevorstehende Ende des Militarismus der Centralmächte. Die großen Worte der Entente-Pressen dröhnen einem im Ohre. Aber es ist nicht das erste-mal, daß Deutschland und seinen Bundesgenossen der baldige Untergang prophezeit wird und es ist zu erwarten, daß es auch diesmal bei den Illusionen bleibt und so weiter geht, wie der Unionist Sir Mark Sykes neulich im Unterhause sagte: „Wir debattieren und der Feind beschließt, wir untersuchen und der Feind macht Pläne, wir sind erstaunt und der Feind handelt!“



## Die Ausgleichung der Familienlasten als Grundlage einer gerechten Besteuerung

Von A. Zeiler, I. Staatsanwalt in Zweibrücken



In der Februarnummer von „Recht und Wissenschaft“ hat Herr Geheimrat Struz mit schlagenden Gründen die Notwendigkeit dargetan, bei der künftigen Gestaltung der Steuer weit stärker als heute auf die Höhe der Familienlasten der Steuerpflichtigen Rücksicht zu nehmen, andererseits aber davor gewarnt, sich von der sogenannten Junggesellensteuer einen starken Einfluß auf die Hebung der Volkszahl zu versprechen. Wenn ich trotz aller Übereinstimmung mit dieser Auffassung auch noch die Aufmerksamkeit des Lesers erbitte, so geschieht es aus einem doppelten Grunde: weil mir die Bevölkerungsfrage eine der wichtigsten scheint, deren Lösung uns obliegt, und weil ich glaube, daß Struz mit den aus seinen Betrachtungen gezogenen Folgerungen lange nicht weit genug geht.

Wir sind darüber einig: Der ernststen Gefahr, in der Bevölkerungszahl von den östlichen Nachbarn stark überflügelt zu werden, muß mit aller Kraft entgegengetreten werden. Zum Ziele führt nicht ein einzelnes Mittel; sondern alle die mancherlei Mittel, die wir kennen, müssen verbunden und nebeneinander angewendet werden. Wenn aber die Hebung der Lebenshaltung und damit die bedrohlich steigende Schwierigkeit, eine größere Familie aufzuziehen; wenn die immer stärkere Verbreiterung der Kluft zwischen der Lebenshaltung des Ehelosen, des Kinderlosen, der kinderreichen Familie mit Sicherheit als einer der stärksten Gründe für den Geburtenrückgang anzusprechen ist, dann muß eins der hauptsächlichsten Gegenmittel die Schaffung wirtschaftlicher Hilfen für die kinderreichen Familien sein.